



Warum das Oberschlesische Landesmuseum nicht verschwinden darf

Museen sind längst keine Raritätenkabinette mehr, sondern Institutionen von zentraler gesellschaftlicher Bedeutung. Museen haben seit dem 19. Jahrhundert vor allem die Funktion gehabt, nationale und nationalstaatliche Identitäten zu formen. Sie waren ein wesentliches Instrument, die Idee nationaler Loyalität gegen ältere Vorstellungen von Zugehörigkeit – wie Familie, Gemeinde, Konfession, Region oder Stand – durchzusetzen oder die nationale Identität mit diesen Formen von Zugehörigkeit in Einklang zu bringen. Da in ihnen unterschiedliche Bedürfnisse nach Identifikation – familiär, lokal, regional, national oder transnational – gegeneinander abgewogen und gleichsam „verhandelt“ werden, sind Museen zentrale Akteure der zeitgenössischen multi-dimensionalen und dialogischen Erinnerungskultur.

Das gilt in besonderer Weise für die Einrichtungen, die seit 1945 entstanden, um nach dem § 96 des Bundesvertriebenengesetzes das „Kulturgut der Vertreibungsgebiete“ für die Vertriebenen aber auch für das ganze deutsche Volk zu schützen und zu fördern. Das Oberschlesische Landesmuseum, 1983 als zentrale Einrichtung für Oberschlesien unter der Patenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen in Ratingen angesiedelt, bewahrte ursprünglich die Erinnerung der vertriebenen Oberschlesier an Oberschlesien und dient dazu, ihren Nachbarn und Nachkommen die alte Heimat erfahrbar und den Schmerz über ihren Verlust begreiflich zu machen. Gleichzeitig ist es ein Ort der Selbstvergewisserung in einer neuen Identifikation als Oberschlesier in Nordrhein-Westfalen. In dieser Funktion ist das Oberschlesische Landesmuseum eine Erfolgsgeschichte, da es mit bis zu 10.000 Besuchern jährlich Generationen von Nachgeborenen die Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern über das Leben in Oberschlesien plastisch gemacht hat.

Allerdings wird die Erinnerung hier nicht bloß widergespiegelt und verstärkt, wo sie zu verblassen droht, sondern in den Kontext der deutschen Geschichte gestellt. Darin hat sich die Konzeption des Museums allerdings fundamental gewandelt. Die Institutionen der Vertriebenen haben lange auf die Erzählung einer antagonistischen Erinnerung gesetzt. Grundlage ihrer Darstellung war ein binäres Geschichtsbild mit einer klaren Stellung gegen die größten Vertreibungsnationen im „Ostblock“. Die Identität der vertriebenen Oberschlesier wurde auch aus der fortgesetzten Gegnerschaft, dem Misstrauen gegen Polen und die Tschechoslowakei und dem Groll über die Ungerechtigkeit der Vertreibung gewonnen. Strategien, die Erinnerung der Vertriebenen in eine Geschichtserzählung einzubetten, die auf ein historisches Verständnis der Positionen in den Vertreibungsnationen zielte, den multiethnischen Charakter mancher der Vertreibungsgebiete

diskutierte oder gar die Vertreibung in den Zusammenhang mit den deutschen Verbrechen stellte, waren eher selten. Das Oberschlesische Landesmuseum machte da keine Ausnahme. Oberschlesien wurde schon seit dem 19. Jahrhundert und kulminierend in der Diskussion über dessen Teilung 1922 stets nur antagonistisch verstanden - von den Deutschen als deutsche und von den Polen als polnische Provinz – und das hat sich in der im Museum präsenten Erinnerungskultur, aber auch der Geschichtswissenschaft gespiegelt.

Die Erinnerung an Oberschlesien und seine Kultur wandelte sich erst durch die Zäsur 1989/90 und zwar in doppelter Hinsicht. Der Friedensvertrag von 1990, die Demokratisierung von Polen, Tschechien und der Slowakei und ihr Beitritt zur Europäischen Union und zur NATO bedeuteten auch, dass die bloß antagonistische Erinnerung an die Ursachen und die Erfahrung der Vertreibung neu verhandelt und eine Erinnerungskultur angestrebt werden mussten, die verschiedenen Narrativen Platz ließ. Es konnte nicht mehr dabeibleiben, der Erfahrung der Vertreibung allein Raum zu geben, sondern ihre Ursachen und Beweggründe in den Vertreibungsgebieten mussten parallel dazu reflektiert werden. Im Fall Oberschlesiens kam hinzu, dass seit 1990 eine große Zahl von Oberschlesiern, die nach 1945 in ihrer Heimat bleiben durften, weil sie als ethnische Polen angesehen wurden und damals für die polnische Staatsbürgerschaft optiert hatten, als sogenannte Spätaussiedler in die Bundesrepublik kamen. Darin unterschied sich Oberschlesien von allen anderen Vertreibungsgebieten in Polen, in denen es 1945/46 eine vollständige ethnische Säuberung gegeben hatte. Die Erinnerung der insbesondere nach Nordrhein-Westfalen neu zuströmenden Oberschlesier – insgesamt bis zu 1 Mio. Menschen – unterschied sich grundsätzlich von der Erinnerung der „deutschen“ Vertriebenen, die direkt nach dem 2. Weltkrieg in den Westen gekommen waren. Für die „Spätaussiedler“ und ihre Nachkommen ist die Heimat nicht endgültig verloren, da sie nach wie vor lebendige Verbindungen nach Oberschlesien pflegen. Ihnen ist vor allem aber die antagonistische „deutsche“ Erinnerung an Oberschlesien fremd. Das Oberschlesische Landesmuseum ist wegen dieser parallelen Existenz zweier Formen der Erinnerung an Oberschlesien spätestens seit der Jahrtausendwende Schauplatz einer lebendigen Auseinandersetzung, welche Formen der Erinnerung an Oberschlesien gepflegt werden sollen. Die Konzeption einer neuen Dauerausstellung im Oberschlesischen Landesmuseum muss dieser Pluralität der Narrative Rechnung tragen und wird daher eine für die deutsche Gesellschaft insgesamt beispielhafte Lösung für ein Erinnern an eine deutsche und polnische Region in Europa hervorbringen.

Das ist vor allem wichtig, da es derzeit eine Neubestimmung nationaler Geschichtserzählungen hin zu transnationalen Perspektiven gibt. Die Neubewertung der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen gehört zu den zentralen Themen öffentlicher Diskurse in Europa. Alle europäischen Gesellschaften sind inzwischen Migrationsgesellschaften, was die Entwicklung einer transnationalen Erinnerungskultur notwendig macht. Der Nationalstaat kann nicht mehr allein Orientierungspunkt von Erinnerung sein, weil er den Identifikationsbedürfnissen von Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern nicht entspricht. Wenn ein identitätsstiftendes Geschichtsbewusstsein in einer von Migration geprägten Gesellschaft entstehen soll, müssen plurale Formen der Erinnerung beispielhaft entwickelt und gepflegt werden. Die Erinnerung an Oberschlesien und seine deutsche, polnische (und auch tschechische) Geschichte im Oberschlesischen Landesmuseum ist wegen der geschilderten Verwerfungen dazu besonders geeignet.

Es kommt hinzu, dass das Oberschlesische Landesmuseum wie alle anderen Museen und Gedenkstätten, die in erster Linie der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen verpflichtet sind, erheblich von dem Verschwinden der Erlebnisgeneration betroffen ist. Mehr noch; durch ihr Verschwinden lösen sich auch die geographischen Wurzeln vieler Familien in

Deutschland. Die Existenz des Oberschlesischen Landesmuseums schafft ihnen eine Gelegenheit, sich ihrer Bindung an bestimmte Orte in Oberschlesien und damit auch ihrer Identifikation zu vergewissern. Es kann auch dazu dienen, Erinnerungen durch die Suche nach einzelnen Objekten aufzufrischen – und sei es nur dadurch, dass im Museum der bunte Krug aus Proskauer Fayence gefunden wird, von dem die verstorbene Großmutter immer gesprochen hat. Das ist auch der Grund, warum die Erinnerung an die Vertreibungsgebiete nicht in einer einzigen Institution in Berlin konzentriert werden darf. Die Geschichte muss vor Ort für die Menschen verfügbar sein. Eine Schließung des Oberschlesischen Landesmuseums oder auch eine Reduzierung seiner Aufgabe auf die Betrachtung der ober-schlesischen Wanderung in das Ruhrgebiet an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (die weniger als ein Prozent der Bevölkerung Oberschlesiens erfasste) würde hunderttausenden von Menschen in Nordrhein-Westfalen und darüber hinaus, die ober-schlesische Wurzeln haben, ihre Geschichte rauben.

Erinnerungskulturen sind das Ergebnis von Aushandlungen zwischen individueller Erfahrung und Erinnerung, politisch wie gesellschaftlich gewünschtem Gedenken und wissenschaftlich objektivierter Geschichte. Wenn die individuelle Erfahrung verblasst, kann das durch reflektierte Geschichtswissenschaft und Museumspädagogik aufgefangen werden. So lässt sich Erinnerung zum Nutzen für zukünftige Generationen mobilisieren. Eine bloße Digitalisierung der musealen Präsentation wird das nicht leisten können. Wenn die Geschichte für jüngere Generationen noch begreifbar gemacht werden soll, wird eine professionelle wissenschaftliche und pädagogische Begleitung im Museum gebraucht.

Das Verräumen der Sammlung des Oberschlesischen Landesmuseums in das Schaudépot des Ruhrmuseums – im Wesentlichen reduziert auf die erwähnte Betrachtung der ober-schlesischen Wanderung in den Ruhrbergbau, ohne museumspädagogische Begleitung, ohne Objektbeschriftungen und nur im Rahmen von Führungen zugänglich – wird den großen Aufgaben, die dieses Museum für die deutsche Gesellschaft hat, nicht gerecht. Erinnern ist mehr als bloßes Widerspiegeln und nicht in Objekten an sich gebunden. Es bedarf eines aktiven Prozesses der Auseinandersetzung, der kommunikativen Reflexion sowie geschichtswissenschaftlich wie pädagogisch fundierter Präsentation. Ohne dies verliert sich die Erinnerung aus den Objekten, sie wird kalt und stirbt.

Mit freundlichen Grüßen,



(Prof. Dr. Stefan Berger)